

Freud gegen den Strich

Andreas Mayer

Freud gegen den Strich

Eine andere Geschichte der Psychoanalyse



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Vorbemerkung	7
1 Jenseits der biographischen Illusion	11
2 Traumbücher als Wissensmedien: Artemidors Erbe	39
3 Familienähnlichkeiten: Galtons Mischphotographien, Freuds Traumfiguren	66
4 Logik des Beins: Mourly Volds Wissenschaft vom träumenden Körper	88
5 <i>Gradiwa rediviva</i> : Archäologie und Übertragung	104
6 Die Ambivalenz des Übersetzers	133
Anmerkungen	167
Abkürzungsverzeichnis	216
Abbildungsverzeichnis	217
Dank und Nachweise	218
Personenregister	220

Vorbemerkung

»Interessant wird Freud erst werden, wenn er lange Zeit völlig vergessen war«, notierte Elias Canetti 1992, gewissermaßen als Resümee zu dessen zählebiger Dauerpräsenz in der Alltagskultur des 20. Jahrhunderts.¹ Nicht als boshafte Wunschvorstellung eines unerbittlichen Kritikers der Psychoanalyse, der sich in jungen Jahren Karl Kraus zum Vorbild erkoren hatte, sollte man diese Bemerkung lesen, sondern als Aufforderung zur Distanz gegenüber der unheimlichen Vertrautheit, die Freuds Lehren und Begriffe nicht nur in der westlichen Welt gewonnen haben. Zugleich erinnert Canettis Wort auch an das ältere Diktum Alfred North Whiteheads, die übermäßige Erinnerung an den Begründer einer Wissenschaft könne ihren künftigen Erkenntnissen nur abträglich sein: »Eine Wissenschaft, die zögert, ihre Begründer zu vergessen, ist verloren.«²

Der Umstand, dass Freuds persönliche Bekenntnisse in der *Traumdeutung* den Grundstein zu einer unpersönlichen Deutungstechnik legen sollten, hat die Psychoanalyse von Beginn in einem Dilemma platziert: Wie ließen sich die beispielhaften Traumanalysen, die eine detaillierte Kenntnis vom Leben des Autors voraussetzten, auf eine rein methodologische Lektion beschränken, unter gänzlichem Verzicht auf eine in das Gebiet des Biographischen übertretende Neugierde? Und selbst wenn man

in Rechnung stellt, dass Freud der Kult um seine eigene Person weitgehend zuwider war und er die »biographische Illusion« zum Gegenstand strenger Analyse machen wollte, blieb der persönliche Ton nichtsdestotrotz eines der wesentlichen Kennzeichen psychoanalytischer Geschichtsschreibung, angefangen mit der *Geschichte der psychoanalytischen Bewegung* (1914), jener kompromisslosen Abrechnung mit den abtrünnigen Anhängern Alfred Adler, Wilhelm Stekel und Carl Gustav Jung, die auch vor dem »wilden« Gebrauch der Fachterminologie nicht zurückschreckt.

Die in diesem Band versammelten Essays verfolgen im Anschluss an eine Reihe früherer Arbeiten³ die Perspektive einer Historiographie, die sich zum Ziel setzt, alternative Lesarten zu ermöglichen, indem sie Freuds Texte »gegen den Strich« liest. Dies scheint eine glücklichere Formulierung zu sein als diejenige vom »Vergessen« Freuds, die ich selbst mit Lydia Marinelli (mit Bezugnahme auf Whitehead, aber nicht auf Canetti) vor einiger Zeit für eine solche andere Geschichte der Psychoanalyse gebraucht habe.⁴ Die immer wieder aufs Neue gestellte Frage, wie wir einen mittlerweile zum Klassiker erhobenen Autor heute noch lesen können, führt dabei zu den ganz konkreten Bedingungen unserer eigenen Lektüre: zur Genese und Rezeption von Texten, deren Bedeutung sich erst aus ihren jeweiligen intellektuellen, sozialen und materiellen Kontexten erschließt. Folgerichtig widmet sich dieses Buch Fragen der historischen Kontextualisierung, die mit der philologischen Arbeit an den Freud'schen Texten und der verwickelten Geschichte ihrer Editionen und Übersetzungen untrennbar verknüpft sind. Ein solcher Zugang erweist sich im Fall der Psychoanalyse als naheliegend,

hat doch Freud seine eigene Deutungspraxis vielfach in Analogie zum Akt des Lesens und Übersetzens bestimmt. In der Lesbarkeit und Übersetzbarkeit von Symptomen, Fehlleistungen, Träumen findet das psychoanalytische Deuten zunächst seine Anhaltspunkte zur Stabilisierung eines Wissens, das solch ungreifbare und widerspenstige Objekte ins Visier nimmt. Nicht umsonst zählt die Tätigkeit des Übersetzens zum wesentlichen Bestand der kognitiven Praktiken, die für die Psychoanalyse charakteristisch sind. Auf dieser Ebene gilt es darum, die Spuren von Freuds eigenen Lektüren aufzunehmen, die, jenseits einer verkürzenden biographischen oder psychologischen Sichtweise, ihre epistemologischen Implikationen freilegen können.⁵

Die sechs Essays dieses Bandes entwickeln ihre Fragestellungen jeweils anhand von konkreten Fallstudien. Obwohl sie nicht alle ausschließlich der *Traumdeutung* gewidmet sind, bildet dieses Werk Freuds, das mit seiner Selbstanalyse den Grundstein zur Entwicklung der Psychoanalyse legte, ihren zentralen Referenzpunkt.

Berlin, im März 2024

I. Jenseits der biographischen Illusion

Die weltweite Erfolgsgeschichte der Psychoanalyse, deren Begriffe und Theorien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts innerhalb kurzer Zeit Allgemeingut wurden, hat ihre Anhänger und Kritiker immer wieder zu suggestiven Vergleichen angeregt. Das bekannteste und treffendste Bild schuf zweifellos der englische Dichter W. H. Auden, der kurz nach Freuds Tod 1939 im Londoner Exil seine Wirkung mit einem »Meinungsklima« verglich, unter dessen Einfluss wir unsere verschiedenen Leben führen:

If often he was wrong and, at times, absurd,
to us he is no more a person
now but a whole climate of opinion
under whom we conduct our different lives:
Like weather he can only hinder or help.¹

Audens so klares wie poetisches Bild von einer diffusen und unpersönlichen Wetterlage, in der die Psychoanalyse omnipräsent ist, steht allerdings in Kontrast zu dem Umstand, dass deren Theorien, Begriffe und auch Verfahren dauerhaft mit der Person ihres Begründers verknüpft blieben. Nehmen wir die Publikation der *Traumdeutung* Ende 1899 als ihr entscheidendes Gründungsmoment, so ist es die hier publizierte Selbstanalyse von Freuds eigenen Träumen, die als primäre Grundlage seiner Theorien und

erste modellhafte Einführung in die psychoanalytische Methode gilt.

Im Gegensatz zu anderen Wissenschaften wird die Psychoanalyse daher trotz ihrer vielfachen Ausprägungen auch noch viele Jahrzehnte nach dem Tod ihres Begründers hauptsächlich mit dessen Namen und Person verbunden. Nicht nur das früh einsetzende und bis heute nicht nachlassende Interesse an der Freud-Biographik legt darüber beredtes Zeugnis ab, sondern auch eine mittlerweile entstandene »Freud-Industrie«, die unermüdlich Romane, Filme und Serien auf den Markt wirft, die sich oft weit von der historischen Realität entfernen. Es wäre müßig, sich um eine historische Korrektur solcher fiktionalen oder semifiktionalen Darstellungen zu bemühen. Hingegen scheint es notwendig, die anhaltende biographische Fixierung auf die Person Freud zunächst selbst historisch unter die Lupe zu nehmen, bevor die Frage gestellt wird, in welcher Form sich die Geschichte der Psychoanalyse jenseits der »biographischen Illusion« schreiben lässt.

Eine Klärung von Freuds eigener Abgrenzung vom Genre der Biographik sowie der verschiedenartigen Formen, die der biographische Zugang in der Psychoanalysegeschichte angenommen hat, ist eine der wesentlichen Voraussetzungen für eine andere historische Sichtweise, die sich von reduktiven Mustern und personalistischen Verkürzungen löst.

Freuds Kritik der biographischen Illusion

Freuds ablehnende Haltung gegenüber dem Genre der Biographik war bereits früh ausgeprägt. Sie äußert sich

zunächst in einem Brief vom April 1885, in dem der am Beginn seiner Karriere stehende neunundzwanzigjährige Nervenarzt seiner Verlobten und späteren Frau Martha Bernays von einem häuslichen Autodafé berichtet, dem mit Ausnahme der Brautbriefe all seine Manuskripte, Exzerpte und Briefe seit Beginn seiner Studienzeit zum Opfer fielen. Mit diesem spontanen Vernichtungsakt richtete sich der junge Freud, selbstgewiss seine historische Bedeutung antizipierend, mit unverhohlener Schadenfreude an »eine Reihe von noch nicht geborenen, aber zum Unglück geborenen Leuten«, wie er seine künftigen Biographen bezeichnete: Diese sollten »sich plagen, wir wollen's ihnen nicht zu leicht machen. Jeder soll mit seinen Ansichten über die ›Entwicklung des Helden‹ recht behalten, ich freue mich schon, wie die sich irren werden«. ²

Bemerkenswert an diesem Brief ist nicht so sehr die Tatsache, dass Freud persönliche Schriftstücke bereits im Bewusstsein seiner eigenen künftigen historischen Bedeutung vernichtete, als vielmehr die Form, mit der er diesen Zerstörungsakt zelebriert und begründet:

Alle alten Freundschaften und Beziehungen haben sich dabei mir nochmals präsentiert und stumm den Todesstreich empfangen (meine Phantasie lebt noch in der russischen Geschichte); alle meine Gedanken und Gefühle über die Welt im allgemeinen und, soweit sie mich betraf, im besonderen sind für unwert erklärt worden, fortzubestehen. Sie müssen jetzt nochmals gedacht werden, und ich hatte viel zusammengeschrieben. Aber das Zeug legt sich um einen herum wie der Flugsand um die Sphinx, bald wären nur mehr meine Nasenlöcher he-

rauseragt; ich kann nicht reifen und sterben ohne die Sorge, wer mir in die alten Papiere kommt.³

Das Verbrennen der alten Papiere präsentiert sich somit als eine Lösung von alten Banden und als Befreiungsschlag, der einen neuen Lebensabschnitt einläuten soll. Vordergründig mögen hier Berichte über die grausamen Massaker russischer Zaren Pate gestanden haben, mit denen Freud sich damals die Zeit vertrieb. Doch schwingt in dieser Geste zweifellos auch etwas von Friedrich Nietzsches ein Jahrzehnt zuvor formulierter lebensphilosophisch orientierter Kritik an der »biographischen Seuche« seiner Zeit mit.⁴

Dem »ganzen gelehrten Wust des Biographischen« und dem »Foltersystem historischer Kritik«,⁵ die der Philosoph in seiner zweiten »Unzeitgemäßen Betrachtung« in den neueren Lebensbeschreibungen Mozarts und Beethovens beklagt, stehen da die sinnhaften Lehren des Lebens selbst gegenüber. Für Nietzsche benötigt alles Lebendige und Schöpferische stets eine »Atmosphäre, einen geheimnisvollen Dunstkreis«, um sich zur vollen Reife zu entwickeln: »Aber selbst jedes Volk, ja jeder Mensch, der *reif* werden will, braucht einen solchen umhüllenden Wahn, eine solche schützende und umschleiernde Wolke; jetzt aber hasst man das Reifwerden überhaupt, weil man die Historie mehr als das Leben ehrt.«⁶ In diesem Sinn gelten Wahn und Illusion als das natürliche Habitat des Genies, wofür nicht umsonst Hans Sachs' Wort von den Werken, »die nie ohn' ein'gen Wahn gelingen«, aus Richard Wagners *Die Meistersinger von Nürnberg* bemüht wird. Freuds Geste der Quellenvernichtung steht gleichfalls im Zeichen einer Verrätselung, die bereits vorab die »Entwicklung

des Helden« jeder positivistischen Aufklärungsarbeit entziehen soll.⁷

Verweist Freud im Jahr 1885, gut ein Jahrzehnt vor der schrittweisen Entwicklung der Psychoanalyse, die Biographik in das Reich des Irrtums, so kann man seine Kritik somit durchaus im Gefolge Nietzsches verorten.⁸ Und kaum zufällig steht auch sein abschließendes, ein halbes Jahrhundert später gefällttes Verdikt zum Genre der Biographik in einem Kontext, der sich explizit auf den Philosophen bezieht. Denn als der mit seinen historischen Romanen überaus erfolgreiche Schriftsteller Arnold Zweig 1934 mit dem nunmehr achtundsiebzigjährigen Begründer der Psychoanalyse ausführlich das Projekt eines biographischen Buchs bespricht, das den »Roman von Nietzsches Umnachtung«⁹ behandeln soll, warnt ihn sein Wiener Briefpartner vor der Unmöglichkeit eines derartigen Unterfangens. Zwei Jahre später wird Freud von Zweig selbst zum Gegenstand einer geplanten Biographie erkoren und antwortet unmissverständlich auf dieses als »Drohung« empfundene Projekt: »Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhehlung seines Unverständnisses, denn die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen.«¹⁰

Trotz der naheliegenden Versuchung, Freuds beharrliches Festhalten an seiner Verwerfung der Biographik primär als eine Form der Abwehr oder einer persönlich motivierten Abneigung zu begreifen, wird dessen kompromisslose Haltung nur im Kontext seiner mittlerweile entworfenen psychoanalytischen Kritik an der »biographischen Illusion« begreifbar. Am deutlichsten formuliert findet sich diese in seiner Studie *Eine Kindheitserinnerung*

des Leonardo da Vinci: Die Illusion des biographischen Genres an sich liege in der Fixierung der Autoren auf ihre jeweiligen »Helden« und in der damit einhergehenden »Idealisierungsarbeit«, die ihren Gegenstand notgedrungen entstellt. Denn die Biographen seien bestrebt, »den großen Mann in die Reihe ihrer infantilen Vorbilder einzutragen, etwa die kindliche Vorstellung des Vaters in ihm neu zu beleben«. ¹¹

Auch die Biographik unterliegt demnach den Gesetzmäßigkeiten des Ödipuskomplexes, den Freud 1910, als er diese Zeilen schrieb, erstmals in seiner später doktrinär gewordenen Form formulierte. ¹² Die Biographen könnten folglich nicht anders, als den »großen Mann« der »individuellen Züge« seiner Physiognomie zu entkleiden sowie die »Spuren seines Lebenskampfes«, menschliche Schwächen und Unvollkommenheiten zu tilgen: Sie »geben uns dann wirklich eine kalte, fremde Idealgestalt anstatt des Menschen, dem wir uns entfernt verwandt fühlen könnten«. Damit opfern sie »die Wahrheit einer Illusion und verzichten zugunsten ihrer infantilen Phantasien auf die Gelegenheiten, in die reizvollsten Geheimnisse der menschlichen Natur einzudringen«. ¹³ Freud ergänzte diese psychoanalytische Kritik der biographischen Illusion bei späterer Gelegenheit in seiner Dankesrede zur Verleihung des Goethepreises 1930, indem er die Kehrseite der von den Biographen unternommenen Idealisierungsarbeit benannte: Diese liege in der Ambivalenz, die die »Einstellung zu Vätern und Lehrern« generell charakterisiere, »denn unsere Verehrung für sie deckt regelmäßig eine Komponente von feindseliger Auflehnung«. ¹⁴

Die »unmögliche« Autobiographie

Die Biographik gilt Freud somit als ein zutiefst trügerisches Genre, weil es in diametralem Gegensatz zum theoretischen und therapeutischen Projekt der zwischenzeitlich entwickelten Psychoanalyse steht. Deren Wahrheitsfindung setzt an den Bruch- und Konfliktstellen in den Fassaden von Lebensgeschichten an, um das dahinter wirkende unbewusste Triebgeschehen aufzudecken. In diesem Sinne trägt das psychoanalytische Aufklärungsprojekt seit jeher antibiographische Züge, da die Auflösung der biographischen Illusion als wesentliche Vorbedingung für die Freilegung und Rekonstruktion einer unterdrückten oder verdrängten Geschichte gilt.

Konsequent lehnte Freud daher sämtliche Anfragen ab, eine ausführliche Autobiographie zu verfassen, und begnügte sich 1925 mit der knapp und nüchtern gehaltenen »Selbstdarstellung« für das Sammelwerk *Die Medizin der Gegenwart in Selbstdarstellungen*.¹⁵ Als sein in den USA erfolgreicher Neffe Edward Bernays, der sich dort als Erfinder der Public Relations einen Namen machte, bei ihm diesbezüglich 1929 nachfragte, erwiderte Freud, dies sei ein »ganz unmöglicher Vorschlag«, da sein Leben »äußerlich ganz ruhig und inhaltslos verlaufen und mit einigen Daten zu erledigen« sei und »eine psychologisch aufrichtige Lebensbeichte« zu viel Indiskretionen über noch lebende Personen erfordere: »Was ja alle Autobiographien wertlos macht, ist ihre Verlogenheit.«¹⁶

Noch aufschlussreicher ist die Antwort, die Freud vier Jahre darauf an eine ähnliche, aus Australien kommende Anfrage gab:

Schon das, was es an Selbstbiographie (Exhibitionismus) zum Verfassen der »Traumdeutung« bedurfte, fand ich beschwerlich genug, und ich glaube nicht, daß jemand aus einer solchen Veröffentlichung viel lernen könnte. Ich persönlich erwarte von der Welt nur, daß sie mich in Ruhe lasse und ihr Interesse lieber der Psychoanalyse zuwende.¹⁷

Freuds wiederholte Ablehnung, sich auf ein autobiographisches Projekt im Sinne einer »aufrichtigen Lebensbeichte« einzulassen, gründete in der Tat in einer Besonderheit der Psychoanalyse selbst: nämlich im Umstand, dass diese zu einem guten Teil aus einer neuartigen Kombination autobiographischen Schreibens mit der Demonstration einer allgemein und unpersönlich konzipierten Deutungstechnik in der *Traumdeutung* hervorgegangen war – der Selbstanalyse. Das Problem der »unmöglichen« Autobiographie, das sich Freud stellte, erschließt sich ebenso wie jenes der »biographischen Illusion« jedoch erst im Kontext der Textgeschichte der *Traumdeutung*. In der ersten Auflage wird der Begriff der Selbstanalyse weitgehend technisch verstanden: Dementsprechend bezeichnet er in der ersten Auflage eine neue Methode der Selbstbeobachtung, die auf dem Weg der freien Assoziationstechnik unbewusste Motive freilegen soll. In diesem Sinne war die *Traumdeutung* als die erste Einführung in die psychoanalytische Methode angelegt, in der Freud sich mit der Analyse seiner eigenen Träume – und dem wohl dosierten Maß an Indiskretionen über Freunde, Kollegen und Familie – seinem Publikum als modellhaften Fall präsentierte.¹⁸

Die Einübung in die Methode der Selbstanalyse verlangte daher vom Leser, wie Freud die ideale Rezeptions-

haltung wie damals üblich durchwegs im generischen Maskulinum umschrieb, »für eine ganze Weile meine Interessen zu den seinigen zu machen und sich mit mir in die kleinsten Einzelheiten meines Lebens zu versenken«, mit der Zielsetzung, dass das »anfängliche Interesse an den Indiskretionen, die ich begehen muß, sehr bald der ausschließlichen Vertiefung in die hiedurch beleuchteten psychologischen Probleme Platz machen«¹⁹ wird. In die achte und letzte Auflage (1930) fügte er bezeichnenderweise eine Fußnote ein, die darauf hinwies, dass »ich fast niemals die mir zugängliche vollständige Deutung eines eigenen Traumes mitgeteilt habe. Ich hatte wahrscheinlich recht, der Diskretion der Leser nicht zuviel zuzutrauen.«²⁰

Allerdings widersprach diese erste nüchterne technische Bestimmung der Selbstanalyse dem persönlichen Bekenntnis, das Freud 1908 in sein Vorwort zur zweiten Auflage der *Traumdeutung* (1909) einfügte, in dem er das Buch nun selbst zu einem »Stück« seiner eigenen Selbstanalyse erklärte: »als meine Reaktion auf den Tod meines Vaters, also auf das bedeutsamste Ereignis, den einschneidendsten Verlust im Leben eines Mannes.«²¹ Der Übergang vom Plural in den Singular ist hier entscheidend: Ist in der ersten Auflage noch von »Selbstanalysen« in einem methodischen Sinn die Rede, so tritt mit der zweiten Auflage nun »die Selbstanalyse« Freuds mit ihrer »subjektiven Bedeutung« auf den Plan.

Obwohl der Text in der zweiten Auflage weitgehend unverändert blieb, wird so das Verhältnis zwischen dem Buch und der Selbstanalyse hier umcodiert. Trotz der erneuten Bekräftigung, es möge für »den Leser aber gleichgültig sein, an welchem Material er Träume würdigen und deuten lernt«,²² wies diese Geste in die Richtung, die

Selbstanalyse als biographisches Ereignis und vor allem im Sinne jenes »Kernkomplexes« aufzufassen, in dem Freuds Deutung von Sophokles' *König Ödipus* bald die zentrale und namensgebende Rolle spielen sollte.

Wie die Textgeschichte des Buches zeigt, ging das als universell gesetzte und umstrittene Postulat des »Ödipuskomplexes« nicht unbedingt schlüssig aus dem in der Erstausgabe von 1900 mitgeteilten selbstanalytischen Material hervor. So bezogen sich eine Reihe von Freuds eigenen Traumberichten auf seinen Ehrgeiz, wie etwa den Wunsch Professor zu werden, und auf die Nachteile, die ihm dabei durch seine jüdische Herkunft und das antisemitische Klima in Wien erwuchsen. Und die Serie der Rom-Träume deutete er im Sinne einer Identifikation mit dem Feldherrn Hannibal, der in den Phantasien seiner Schulzeit als Rächer seines Vaters eine zentrale Rolle gespielt hatte – als Reaktion auf dessen Verhalten angesichts einer antisemitischen Demütigung, das dem zehnjährigen Sohn wenig heldenhaft erschienen war.²³ Diese Unstimmigkeiten führten im Text der *Traumdeutung* zu zahlreichen Erweiterungen und ganzen Zusatzkapiteln, die überwiegend nicht von Freud selbst, sondern von seinen Schülern stammten und die Psychoanalyse auf andere Bereiche wie die Literatur- und Mythenanalyse ausdehnten. Das Buch wurde mit den folgenden Auflagen so zum Hauptschauplatz der theoretischen Auseinandersetzungen, die in den Spaltungen der frühen psychoanalytischen Bewegung (den Austritten von Alfred Adler, Carl Gustav Jung, Wilhelm Stekel und deren Anhängern) kulminierten.

Ambivalenz als Schicksal

Die Unvollständigkeit der selbstanalytischen Deutungen, der Anspielungsreichtum der autobiographischen Passagen sowie die beharrliche Weigerung Freuds, eine ausführliche Selbstbiographie zu schreiben, beförderten den Text der *Traumdeutung* zur Hauptquelle für jedes künftige biographische Projekt. Bereits Fritz Wittels, der 1923 mit seinem Buch *Sigmund Freud. Der Mann, die Lehre, die Schule* den ersten Versuch in diese Richtung unternahm, bezog daraus sämtliche Angaben zu Freuds Kindheit und Jugendjahren, nannte es aber zugleich »ein merkwürdiges Buch«: »Der Autor war eigentümlich gehemmt durch einen Willen zur Beichte, der sich zum Teile auslebt und zum Teil zurückhält.«²⁴ Aufgrund seiner eigenen Traumbeispiele habe Freud mit der *Traumdeutung* zwar eine »höchst originelle Selbstbiographie« verfasst, doch enthielten seine autobiographischen Zeugnisse »allenthalben Geheimnisse, welche dem Buch einen fremdartigen Stempel aufdrücken.«²⁵ Ein Weiterdeuten des hier oft nur Angedeuteten läge durchaus nahe, aber dies erschiene als ein »grober Übergriff gegen eine Persönlichkeit, die ohnehin in der Selbstenthüllung erstaunlich weit gegangen ist.«²⁶

Wittels' Buch steht am Anfang einer umfangreichen Literatur, die das Weiter- und Neudeuten von Freuds eigenen Träumen und Kindheitserlebnissen zu ihrem Hauptgeschäft machen sollte – eine Tendenz, die in der Geschichtsschreibung der Psychoanalyse bis heute vielfach anzutreffen ist. Der technische Charakter der Selbstanalyse, der in der ersten Auflage der *Traumdeutung* im Vordergrund stand, wurde dabei zunehmend zugunsten von rein biographischen Lesarten verdrängt, die Elemente aus

Freuds Text vornehmlich auf deren Wahrheits- oder Authentizitätscharakter hin zu entschlüsseln suchten. Diese Literatur lässt sich in einem Spannungsfeld von Ambivalenz, Heroisierung und kritischer Kontextualisierung verorten – womit man etwas schematisch drei Phasen benennen könnte, die das biographische Schrifttum in den letzten hundert Jahren durchlaufen hat.

Im Zeichen der *Ambivalenz* stehen die Zeugnisse einer Reihe von Schülern Freuds, die bereits zu dessen Lebzeiten oder unmittelbar danach Biographien des Meisters verfasst haben, von den 1920er-Jahren bis Ende der 1940er-Jahre. Dies ergibt sich allein aus dem Umstand, dass die Autoren als historische Akteure selbst in ein affektives und genealogisches Verhältnis zum Begründer der Lehre verstrickt bleiben. Deren biographische Projekte sind durchweg eng auf Konflikte innerhalb der organisierten Psychoanalyse bezogen und von persönlichen Parteinahmen geprägt.

Dabei ist der Fall der allerersten Biographie in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Nachdem Fritz Wittels bereits 1910 aus der Psychoanalytischen Vereinigung ausgetreten war, um sich dem ebenfalls abtrünnigen Schüler Wilhelm Stekel anzuschließen, feierte er dreizehn Jahre später in seinem überwiegend auf persönlichen Beobachtungen und Mitteilungen fußenden Buch *Freud* zwar als genialen »Kämpfer und Revolutionär«²⁷ auf dem Gebiet der Seelenforschung, verflocht aber diese Apologie zugleich mit einer scharfen Kritik an der institutionalisierten Psychoanalyse. Nach Wittels' Sicht ist Freud nach den heroischen Jahren der Vorkriegszeit und den Spaltungen innerhalb der psychoanalytischen Bewegung »ein Kaiser geworden, um den die Legende zu spielen anfängt« und

der »aufgeklärt und absolut in seinem Reich« herrscht, »ein harter Mann der Pflichterfüllung«, ein »Despot, der kein Abweichen von seiner Lehre duldet« und »seine Konzilien hinter verschlossenen Türen abhält«. ²⁸ Die sich um den Meister sammelnden Schüler werden als »ehrfürchtige Apostel« ²⁹ geschildert, die in hypnotischer Abhängigkeit von der »überschattenden Nähe einer mächtigen Persönlichkeit« ³⁰ steril dessen Worte nachbeten. Wittels, dessen Stil gelegentlich an seinen einstigen Lehrmeister Karl Kraus gemahnt, mit dem er sich allerdings zwischenzeitlich überworfen hatte, beanspruchte im Gegensatz dazu »kein hypnotisierter Jasager«, sondern »ein kritischer Zeuge« zu sein. ³¹

Nachdem der ungebetene Biograph Freud das Buch als Weihnachtsgeschenk übersandt hatte (mit der Widmung »in unwandelbarer Verehrung, in Erinnerung an Zeiten, die nun lange vergangen sind«), ³² fiel dessen Reaktion zwar missbilligend, aber nicht durchweg negativ aus. Wittels erhielt eine Auflistung von überwiegend sachlichen Fehlern für eine revidierte zweite Auflage und den Hinweis, dass dessen »persönliche Distanz« für seinen Versuch einer Analyse von Freuds Charakter notgedrungen zu einer Reihe von »Verzerrungen« geführt hätte: »Es heißt wohl bei Ihnen, ein großer Mann müsse diese und jene Vorzüge, Fehler und Extreme zeigen, ich sei ein solcher großer Mann, folglich dürfen Sie mir all jene – oft kontradiktorischen – Eigenschaften zuschreiben.« ³³

Als bereits 1924 eine englische Übersetzung des Buches erschien, die ein Bildnis Freuds und einen auszugsweisen von diesem autorisierten Abdruck der brieflichen Kritik an der deutschen Erstausgabe enthielt, ³⁴ zeigte sich dieser verärgert, dass Wittels die von ihm übersendeten

Berichtigungen nicht zur Gänze übernommen hatte und darin nach wie vor den Lehren seines abtrünnigen Schülers Wilhelm Stekel breiten Raum widmete. Für Freud blieb dies »der Fleck, der Ihre Arbeit in persönlicher wie in sachlicher Hinsicht entwertet«. ³⁵ Erst nachdem sich Wittels in der Folge von Stekel losgesagt hatte, wurde er 1927 wieder in die Psychoanalytische Vereinigung aufgenommen und publizierte 1931 mit *Freud and His Time* ein apologetisches Werk, das kaum biographische Elemente enthielt. ³⁶ Und zwei Jahre später widerrief er sogar in einem kurzen Aufsatz öffentlich die »Irrtümer und Fehldarstellungen« seiner vor allem in den USA sehr erfolgreichen Freud-Biographie, die er im Rückblick insgesamt als »ein eindrucksvolles Beispiel für Ambivalenz« verwarf: »allzu sehr ein Temperamentsausbruch, um wissenschaftlich einwandfrei zu sein«. ³⁷ Nicht umsonst wollte Wittels seine fragmentarisch gebliebene und erst posthum veröffentlichte Autobiographie mit einem Titel versehen, der nicht nur dem Temperament des »gelernten Österreicher« zu entsprechen schien, sondern auch ganz allgemein das Verhältnis Freuds zu seinen Schülern charakterisierte: »Ambivalenz als Schicksal«. ³⁸

Ungeachtet seines späteren Widerrufs entfaltete Wittels' erste Freud-Biographie eine weitreichende Wirkung auf alle Folgeprojekte dieser Art bis in die jüngste Gegenwart. Durch ihre Zusammenstellung von widersprüchlichen Charaktereigenschaften, die Freud selbst als Verzerrungen angesehen hatte, stellte sie zahlreiche Motive bereit, die endlos weitergesponnen und variiert werden konnten.

Der hagiographischen Tendenz der Heroisierung kam zuallererst das Motiv des einsamen Genies entgegen, des-

sen Exemplarität sich in der Selbstanalyse offenbart; im weiteren auch das Bild des strengen Wissenschaftlers, dessen »Leben restlos der Arbeit geweiht ist«, einer »sittlich gefestigten Persönlichkeit«, eines untadeligen Gatten und fürsorglichen Familienvaters, dessen Theorien über Sexualität auf erstaunliche Weise mit seinem eigenen Lebenswandel kontrastieren.³⁹ Ganz im Zeichen der Polemik standen hingegen das Bild des despotischen Anführers, der seine Schüler in einer Art hypnotischem Dämmerzustand hält, sowie das eines Wissenschaftlers, der sich mehrfach die Ideen anderer aneignet, ohne dies auszuweisen; die Behauptung, dass Freuds Arbeits- und Freundschaftsbeziehungen aufgrund einer ihm von Wittels zugeschriebenen »vulkanischen Natur«⁴⁰ unweigerlich in Rivalität und Feindschaft münden müssen; und schließlich auch die Erwähnung einer Reihe von Selbstmorden in der ersten Generation der Psychoanalytiker, an die der Biograph die düstere Prophezeiung anschloss: »Andere werden folgen.«⁴¹

Ein Heldenleben

Die Hochphase der Heroisierung Freuds begann nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in einer Periode, die für die USA als der Höhepunkt des »goldenen Zeitalters« der Psychoanalyse bezeichnet worden ist. Ihr glorreiches Monument ist die dreibändige Biographie *The Life and Work of Sigmund Freud* von Ernest Jones (1953–1957), der sich schon früh als Vertreter der legitimen Freud-Auslegung hervorgetan hatte, nicht zuletzt durch seine vernichtende Rezension von Wittels' erstem biographischen Ver-

Erste Auflage Berlin 2026
Copyright © 2026
MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die
Nutzung des Werkes für Text- und Data-Mining
im Sinne von §44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Vincent Illner, Berlin
unter freier Verwendung der Tarotkarte »Freud. Magier
des Traums« von Oscar Dominguez
Layout und Satz: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7518-2121-6
www.matthes-seitz-berlin.de